

Es gilt das gesprochene Wort

Erzbischof Joachim Kardinal Meisner

Einkehrtag für die Ehrenamtlichen in der Kölner Börse am 20. März 2010

1. Vortrag

Liebe Schwestern, liebe Brüder!

Welche Rangordnung gibt uns das Evangelium für unser Leben und für unseren Auftrag? Dass man die 40-tägige Zeit vor Ostern ausrichtet auf den neuen Menschen, der man durch den Glauben und aufgrund einer Wiedergeburt wird, ist höchst sinnvoll. Solcher Ausrichtung entspricht ein neues praktisches Ernstmachen mit bestimmten Grundweisungen des Evangeliums. Von möglichen Fastenübungen dieser Art seien hier drei besonders empfohlen: Das Wichtigste in der Rangordnung der Evangelien nicht länger an die zweite Stelle setzen, ist ein Gebot der Stunde (s. Mt 6,33)! In der modernen Industriegesellschaft herrscht das Prinzip der Leistung und des „Morgen mehr“. Worin überbiete ich den anderen und mich selbst? Wie sichere ich mich schon heute für die Zeit, wo ich im Rennen zurückbleibe? Wer in diesen Verhaltens- und Denkschemen aufwächst, sieht ringsum nur Aufgaben, die die Gesellschaft und die eigene Zukunft ihm stellen. Mit solchen Gedanken wacht manch einer morgens auf. Über den Aufgaben sieht er die Gaben nicht mehr, die Welt und Leben ihm auch sein könnten. Eine Grundordnung des Daseins wird hier mehr und mehr in das Gegenteil verkehrt: Der Mensch erlebt und erfährt sich nicht als Kreatur, sondern als Produzent. Die ihm begegnende Welt ist das Vorhandene und das zu Handhabende, nicht aber zuerst das Gegebene, das Geschenkte und damit das Verdankte.

1. Das Gegebene und der Gegebene

Demgegenüber wäre eine Grundübung des Glaubens das Wahrnehmen, Ernstnehmen und Annehmen des je Gegebenen: Wenn man den Morgen statt mit vor lauter Aufgaben gerunzelter Stirn mit der Freude darüber begänne, dass Gott uns ins Dasein rief, dass unser Herz schlägt, dass der Himmel sich über uns wölbt, die Sonne aufgeht, dass da Menschen in liebender Verbundenheit mit uns leben und dass das alles letztlich nicht Leerlauf ist, sondern Beginn einer Zukunft, die Gott gehört und die schon begonnen hat. Und wenn wir dann den Tag über Auge und Herz aufbehalten für das je Gegebene und vor allem für den Gegebenen, den Mitmenschen auf unserem Weg, für sein Anderes und Eigenes, sein uns Ergänzendes. Wir sollten davon ausgehen, dass in jedem Menschen Licht ist, das dazu bestimmt ist, unser eigenes Dunkel zu erhellen. Bevor wir einem anderen etwas sein können, muss er selbst uns etwas bedeutet haben. Nur vom Gegebenen her lebt

man richtig. Nur so versäumt man über dem selbst geplanten Danach nicht das gewährte Jetzt, über dem eigenen Vorhaben nicht den Plan, den Gott mit der Welt und mit uns selbst hat. Nur so übersieht man auch nicht den Verwundeten am Weg. Bei allem gibt es eine Gegebenheit, die größer ist als alles, nämlich dass wir dem für uns Gekreuzigten gegeben sind. Wofern wir glauben: „Mein Vater, der sie mir gab, ist größer als alle, und niemand kann sie der Hand meines Vaters entreißen“ (Joh 10,29). Das wiederum heißt so viel wie: Niemand kann es aus der Hand des Vaters entreißen, denn: „Ich und der Vater sind eins“ (Joh 10,30). Alles ist also umfassen von der sich für uns in den Tod gegebenen Liebe des Herrn Jesus Christus.

2. Danken

Diesem Glauben entspricht die in unseren Gottesdiensten immer wiederkehrende Mahnung, die Grundordnung aller Dinge dadurch wieder herzustellen und zu wahren, dass man Gott immer und überall dankt. Was besagt, dass man sich zunächst einmal offenen Sinnes die Welt und den Tag geben lässt, in dem Vertrauen, dass alles uns Begegnete in einem großen Sinnzusammenhang steht, der Liebe heißt, und dass ein Geber das Gegebene verantwortet. Gewiss ist nicht alles Gegebene in sich dankenswert: Sünde, Unrecht usw. sind Gegebenheiten, die es anzunehmen gilt, um sich an ihnen als Überwinder zu bewähren. An und für sich haben sie mit Dank nichts zu tun! Aber der Glaube dankt für die Erkenntnis und die Kraft zu ihrer Überwindung und stellt sich ihnen so als Gegebenheiten, denen er nicht den Rücken kehrt. Der Glaube weiß dankbar, dass auch und gerade diese Sinnlosigkeiten durch das Geschehen von Golgotha integriert sind in einen letzten kommenden Sinn, in einen Zusammenhang, der am Ende Heil, Leben, Friede heißt, an dessen Verwirklichung aber schon hier und jetzt jeder Gutwillige beteiligt wird.

3. Verzichten

Dass man einen von eben diesem Zusammenhang her nahegelegten Verzicht nicht länger verweigert, wäre eine weitere, nicht weniger wichtige vorösterliche Übung. Schon die Wahrnehmung des Zusammenhangs – das biblische Wort für ihn ist „Bund“ – schließt Verzichte ein, denn nur der Glaube nimmt den Bund wahr. Und nur in der beharrlichen Übung solcher Wahrnehmung bleibt einer gläubig, behält er die Kraft zur Integration in diesem Zusammenhang. Das aber fordert das Zurückstellen vordergründiger Ansprüche und immer wieder Zeit und Stille. Die Nahziele einer Welt, die fortschreitend neue und gesteigerte Bedürfnisse im Menschen zu wecken sucht, die ihm an Machwerk immer mehr und immer Perfekteres anbietet, aber auch abfordert, lassen ihm oft gar keine Zeit mehr, um den letzten Fragen ins Antlitz zu sehen und an den leidenden Bruder und an die leidende Schwester zu denken. Dann stumpft der Glaubensinn ab. Gott wird unwichtig, wenn er nicht mehr die höchste Wichtigkeit ist. Darum die Mahnung des Apostels Paulus im Kolosserbrief 3,2: „Richtet euren Sinn auf das Himmlische und nicht auf das Irdische!“ In der Osternacht wird diese Stelle als neutestamentliche Lesung verwendet.

An die Täuflinge gerichtet, geht das Wort auf den Erstempfang der Eucharistie. Es besagt aber zugleich auch, dass man den Geschmack an Gott auch wieder verlieren kann, wenn man nicht in einer entsprechenden Entscheidung für dieses Brot lebt, es demgemäß nicht mehr unterscheidet, sondern auch all das mitnehmen und auskosten will, was einer orientierungslos irdischen Welt als erstrebenswert gilt. Der Christ, der kommuniziert, ist verantwortlich dafür, dass er den Zusammenhang, den ihm die Kommunion gibt, nicht wieder verliert, mehr noch, dass er ihn für andere zum Leuchten bringt. Daraus ergeben sich Konsequenzen der Lebensführung, die unter Umständen quer stehen zur Praxis einer andersdenkenden Umgebung. Verzicht ist beim Christen sodann dort fällig, wo seine Freiheit in Christus, seine Offenheit und Verfügbarkeit für die Sache des Evangeliums Schaden zu leiden droht. Es gibt Gebundenheiten, die nicht Gottes „Ja“ haben und die uns ihm auf die Dauer entfremden. Meist liegen sie im Bereich, um den man einen Nebelring von Unaufrichtigkeiten zieht. Verzicht ist nur sinnvoll, wenn es dabei um den Gewinn oder die Bewahrung eines größeren Wertes geht. Kennzeichen echter Verzichtsmotivation sind Heiterkeit und Gelassenheit. Ein aus Angst geborener, bloß legalistischer Verzicht wäre kein christliches Gewächs. Verzicht, wie ihn die Bibel will, ist Rettung der Freude.

4. Eine weitere Fastenübung

Hier kommt nun eine weitere Fastenübung in den Blick: Freudlosigkeit, wie man sie heute oft auch unter Christen antrifft, zunehmende Unfähigkeit zu tiefer und dauerhafter Freude hat nicht nur ihren Grund in einer Anpassung an eine verweltlichte Welt mit mangelnder Entscheidungslosigkeit und Wahlbereitschaft, sondern vielmehr noch in unkontrollierter Nachgiebigkeit gegenüber der Neigung, in seiner Umwelt mehr das Ungute als das Gute zu sehen und festzustellen; eher die Schatten als das Licht wahrzunehmen und ins Gespräch zu bringen; lieber herabzuschauen als aufzublicken; lieber zurückzuschauen als vertrauensvoll nach vorn zu schauen, zu neuen Horizonten hin. Die Folge ist dann ein trostloses Dunkel. Unten leuchtet nichts! Und nur Gewesenes liegt in der Richtung des Grabes. Es entspräche österlicher Ausrichtung, wenn wir Christen uns darüber klar würden, dass wir dazu da sind, Gottes „Ja“ zum Menschen mitzuvollziehen. Nur so würden wir dieses „Ja“ als auch zu uns selbst gesagt immer wieder ganz neu erfahren und darüber in der Freude sein. Es gibt berechnete Kritik. Aber wenn Kritik durchgängig unsere Gespräche bildet, wenn Alt gegen Jung und Jung gegen Alt, wenn Gruppen gegen Gruppen argumentieren und diese Festnagelungen das Klima auch in christlichen Bereichen bestimmen, dann stimmt es nicht mehr mit unserem Christentum! Ob wir uns wohl genügend Rechenschaft darüber geben, wie viel Selbstgeltungs- und Selbstbehauptungsdrang und wie viel Kompensationsbedürfnis in diesem fortwährenden Beurteilen und Verurteilen steckt? Das Unten des anderen ist jeweils mein Oben; sein Weniger ist mein Mehr; seine Fehler sind meine Rechtfertigung.

5. Das Nein des Menschen und das Ja Gottes

Man macht immer wieder den mündigen Menschen und Christen geltend. Mündig ist nach dem Galatierbrief des Apostels Paulus im 4. Kapitel, wer sein Heil nicht mehr von einer Buchstabenordnung abhängig macht, sondern mit und in der Gemeinde der Erlösten in der Unmittelbarkeit zu Gott „Abba – Vater“ sagt, das Wort des Sohnes also, in der Liebe des Sohnes, dessen Gehorsams-Ja zu Gott auch das durchhaltende „Ja“ zu seinen Menschenbrüdern und –schwestern war. Der Geist des Sohnes ist „Ja-Geist“. Sein bis zur Kreuzigung durchgehaltenes und durchlittenes „Ja“ hat dem „Nein“ unseres Versagens standgehalten, hat Gottes Ur-Ja-Wort zu uns, das sich durch kein menschliches „Nein“ aus den Angeln heben lässt, in der Vergebung der Weltschuld und in der Mitteilung des Heiligen Geistes offenbar gemacht. Wenn man das dunkle „Nein“ menschlichen Irrsinn und Versagens immer nur kritisch festhält und feststellt und damit gleichfalls wieder nur „Nein“ sagt, ohne ein größeres aufleuchtendes „Ja“ spürbar und erkennbar zu machen, so hat sich in der Welt nichts zum Guten verändert. Es ist nur noch mehr „Nein“ geworden, noch mehr Abbau von Hoffnung und Freude.

Freudlosigkeit, das ist der ganze Bereich des „Neins“, und zwar darum, weil jedes „Nein“ ohne das größere „Ja“ isoliert und trennt. Wo aber das aushaltende „Ja“ ist, da wächst Verbundenheit, da wird die österliche Wirklichkeit, aus der und auf die hin wir alle leben, bewährt und bezeugt. Das ist ein Programm für die Heiligen 40 Tage, das sich lohnt! Es bringt uns Gott näher. Es bringt uns in eine größere Identität mit uns selbst, und es macht Christus für andere durch uns berührbar.

2. Vortrag: Über das Gebet

1. „Herr, lehre uns beten!“

Der Herr betet vor seinen Jüngern. Das ist ein Bild, das den Menschen im Tiefsten packt. Die Apostel schauen zu mit großen Augen, wie die Kinder. Das ist eine ganz andere Welt, in der sie den Herrn sehen. Sie selbst haben auch schon gebetet und haben im Tempel mit dem gläubigen Volke Gottes die Psalmen gesungen. Aber hier – das sehen sie – ist etwas ganz anderes, eine ganz neue Welt, in die sie sich nicht hineinzuarbeiten vermögen, zu der sie keine Tür und keinen Eingang finden. Endlich steht der Herr auf, und schüchtern und scheu kommen die Apostel zu ihm. Die große Bitte kommt von ihren Lippen: „Herr, lehre uns beten“ (Lk 11,1). Sie wissen – so glaube ich – gar nicht, dass sie damit selbst eines der schönsten Gebete formuliert ha-

ben, das die Heilige Schrift kennt, nämlich das Gebet: „Herr, lehre uns beten“. Diese Bitte ist seitdem nicht mehr verstummt. Die Großen des Gottesreiches und die Heiligen Gottes haben dieses Gebet immer wieder mit neuen Worten, mit neuem Flehen wiederholt. Es ist geradezu ergreifend, wenn man einen der größten Geister, den Gott der Kirche geschenkt hat, den heiligen Augustinus, beten hört: „Ich weiß nicht, wie ich es tun soll. So lehre du mich, Herr, zu dir zu beten.“

In unserer Zeit scheint weithin das Gebet verstummt zu sein. Wir leben weithin in einer Atmosphäre, die für das Gebet nichts mehr übrig hat. Ich will es einmal versuchen, zu erklären. Beobachten wir uns dabei selbst. Man sagt von einem Mann oder einer Frau: ein tüchtiger Arbeiter, eine tüchtige Arbeiterin in ihrem Beruf. Von einem anderen sagt man: ein tüchtiger Beter, eine tüchtige Beterin. Was imponiert uns mehr? Ein tüchtiger Arbeiter? Der Mann aus eigener Kraft und Energie – der imponiert. Der Beter, der Mann von Gottes Gnaden – bei dem zuckt man die Achseln. Wir müssen uns klar sein, was das bedeutet! – Es bedeutet, dass das Gebet uns nichts Kostbares mehr ist, nichts Heiliges und nichts Großes, wie etwa einem heiligen Augustinus. Unterhalten wir uns doch einmal mit unseren Zeitgenossen: „Beten, ach, das ist nichts für mich. Das ist etwas für alte Damen und kleine Kinder! Also das ist etwas für Schwächlinge.“

Aber dann ist auf der anderen Seite wieder auch das Gebet zu schwer für den Zeitgenossen. Also, man betet nicht, weil es zu leicht ist, sondern weil es dem Einzelnen zu schwer fällt. Gebet, wenn es in rechter Weise vollzogen wird, bedeutet eine geistige Anstrengung, ein sich Hineinleben in die überirdische Welt Gottes. Gebet ist Arbeit. In erster Linie Arbeit und nicht Genuss. Nun beobachten wir den Menschen, der mitten im Leben steht. Er hat seinen Lebenskreis. Was außerhalb dieses Lebenskreises liegt, interessiert ihn nicht. Woran denken, womit beschäftigen sich die meisten Menschen, was interessiert sie? – Der Beruf, die Familie und vielleicht noch die Politik, das ist alles! Nun soll der Mann, der gewohnt ist, mit Zahlen zu rechnen, auf einmal im Gebet mit Ewigkeiten rechnen. Nun soll der Mensch, der dauernd nur in den Kleinigkeiten seines Berufes aufgeht, plötzlich aufgehen in den großen Gedanken: Gott und Ewigkeit. Das ist für viele zu schwer. Dagegen sträuben sich die ganze Bequemlichkeit und die gewohnte Starrheit des Denkens.

Zunächst erfordert das Hinknien beim Beten schon eine gewisse Selbstüberwindung. Hat die der moderne Mensch? Aber man will sich nicht eingestehen, dass es so schwer ist, indem man so ist. Die menschliche Schwachheit macht sich ihre Entschuldigungen zurecht. Schnell ist das Wort bei der Hand: „Beten, das ist etwas für Kinder und alte Frauen!“ – Nein, sagen wir es ruhig, es ist zu schwer für den modernen Mann oder für die moderne Frau. Wenn es aber zu schwer ist, dann hilft nur eines: die demütige Bitte: „Herr, lehre uns beten“. Dieses innere Unvermögen zeigt sich in feinerem Ton bei uns allen. Wer von uns kann denn richtig beten? Stellen wir die Fragen: „Wann betet denn der normale Christ?“ – morgens, abends, zu Tisch, bei der Sonntagsmesse, dann bei der Maiandacht, vielleicht noch beim Rosenkranz, d.h. immer wenn es üblich ist, also wenn das Beten einfach dazugehört. Was soll denn das Gebet sein? – Ein Einsatz aller Kräfte, ein Hinreißen der ganzen Seele zu Gott, ein Feuerbrand, der aus der Seele zum Himmel emporsteigt. Und wir beten nur, wenn es üblich ist. So ist es bequem. Das Gebet ist uns eine Formalität geworden, genauso wie der Gruß: Guten Morgen, guten Tag, guten Abend. Kein Mensch denkt sich etwas dabei, wenn er diesen Gruß sagt. Er ist es so gewohnt. So ist es oft mit dem Beten. Wer denkt sich etwas beim Tischgebet? Wie schwer wird es, die Geisteskräfte zusammenzureißen zu einem kurzen Gebet vor und nach dem Essen. Es ist alles Form, Routine geworden. Aber ist das wirklich ein Beten? Und das Wort des Herrn, „dass sie allzeit beten und darin nicht nachlassen sollten“ (Lk 18,1), kommt uns bestenfalls vor wie eine schöne aber übertriebene Wendung. Es fällt niemandem ein, dieses Wort ernst zu nehmen. Es gibt Zeiten, wo wir selbst darunter leiden, wo es uns blitzartig überkommt: Das ist eigentlich kein Beten, was ich tue! Dann möchte sich die Bitte in meiner Seele losreißen: „Herr, lehre uns beten“.

Aber, was ich bis jetzt gesagt habe, ist ja erst der Anfang. Beten heißt, nicht nur die Geisteskräfte zusammenzureißen. Beten heißt mehr! Beten heißt, die Seele hineintauchen in Gott: in tiefer Demut und Anbetung, in inniger Liebe und Hingabe. Beten heißt: Gott, dem Barmherzigen, meine reine, heilige und liebende Seele anzubieten. Beten heißt: bis in den Himmel hinaufreichen und Gottes Gnade herabholen. Das ist das Letzte. Wenn uns der Anfang schon so schwer wird, jede kleine Anstrengung, wie sollen wir dieses Letzte im

Gebet leisten können? Ich denke, es ist uns bewusst geworden, wie nötig wir die Bitte haben: „Herr, lehre uns beten“. Wer recht bis jetzt mitgedacht hat, dem geht nun eine wunderbare Einsicht auf: die Erkenntnis des tiefen Wortes Christi: „Bleibt in mir, dann bleibe ich in euch. Wie die Rebe aus sich keine Frucht bringen kann, sondern nur, wenn sie am Weinstock bleibt, so könnt auch ihr keine Frucht bringen, wenn ihr nicht in mir bleibt. Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben. Wer in mir bleibe und in wem ich bleibe, der bringt reiche Frucht; denn getrennt von mir könnt ihr nichts vollbringen. Wer nicht in mir bleibt, wird wie die Rebe weggeworfen, und er verdorrt. Man sammelt die Reben, wirft sie ins Feuer, und sie verbrennen (Joh 15,4-6). Wir sind also ganz und gar angewiesen auf ihn, der unser Herr und Gott ist.

Der heilige Paulus, der große Beter, bestätigt das, indem er sagt: „Keiner, der aus dem Geist Gottes redet, sagt: Jesus sei verflucht! Und keiner kann sagen: Jesus ist der Herr!, wenn er nicht aus dem Heiligen Geist redet“ (1 Kor 12,3). Nicht ein Wort können wir beten, wie es Gott gefällt, wenn er nicht seine Gnade dazu gibt. Ist Beten leicht? Ist Beten etwas für Kinder und Schwächlinge? – Beten ist im Sinne der Kirche eine der größten Gnaden, die Gott der Menschheit geben kann. Beten ist etwas Großes, so über alles Irdische erhaben, dass es aus den Wundmalen Christi selber fließen muss. Ohne mich könnt ihr nichts tun (vgl. Joh 15,5), und „Keiner kann sagen: Jesus ist der Herr!, wenn er nicht aus dem Heiligen Geist redet“. Wir haben zu sehr vergessen, dass das Gebet eine Gnade ist. Diese Erkenntnis bringt eine wunderbare Ruhe in unsere Seele. Wenn das Gebet von unserer Kraft und Anstrengung abhängen würde, dann müssten die Großen, die Gelehrten und Weisen die besten Beter sein, und die Armen, die Schwachen, die weniger Gebildeten würden wieder zu kurz kommen, wie schon bei den irdischen Dingen. – Nein, sagt der Herr, ich gebe die Gnade! Nicht dem Großen und Klugen, sondern dem Demütigen und Bittenden. Christus sorgt schon dafür, dass sie nicht zu kurz kommen, die Armen und die Schwachen.

Jetzt ziehen wir die Folgerung daraus: Wir kämpfen vielleicht um die innere Andacht und Aufmerksamkeit beim Beten. Es will uns nicht gelingen. Machen wir uns keine Sorgen! Wie ein Kind sollen wir dann einfach und still sprechen: „Herr, lehre mich beten“. Dann ist das gut. Oder wir kommen ins Gotteshaus und können unsere Gedanken nicht zusammenhalten, dann sprechen wir: „Herr, lehre mich beten“. Wer sich dann vor Gott eingesteht, dass er nicht beten kann und dann doch um seine Gnade betet und bittet, der ist ihm am allernächsten. Derjenige ist Gott am nächsten, der bittend zu ihm ruft: „Herr, lehre mich beten. Ich von mir aus kann es nicht“. Der Herr betet vor seinen Aposteln. Das ist ein Bild aus einer anderen Welt. Und die Apostel schauen ihm mit großen Augen wie Kinder zu. Endlich steht er auf. Schüchtern kommen die Apostel zu ihm, und wir alle gleichsam mit ihnen zusammen und haben die Bitte auf dem Herzen: „Herr, lehre uns beten“.

2. Das Bittgebet im Speziellen

Unvergesslich haben wir die Worte Jesu im Herzen und im Ohr: „Was ihr vom Vater erbitten werdet, das wird er euch in meinem Namen geben“ (Joh 16,23). Kann man das glauben? Ist es nicht beinahe zu schön, um wahr zu sein? Haben wir nicht selbst schon viele Male erlebt, dass wir nicht mit unserem Bittgebet zum Herzen Gottes durchdringen? Doch steht es in der Heiligen Schrift klar und deutlich: „Wer bittet, der empfängt“ (Mt 7,8; Lk 11,10). Der Herr hat es nicht nur einmal versprochen. Die Heilige Schrift spricht an 600 Stellen von der Erhörung des Gebetes der Menschen. Es wird kaum von einer Glaubenswahrheit so oft gesprochen wie von der Erhörung unserer Gebete. Nun muss man schlicht sagen: Entweder ist es wahr, was da steht, und die Heilige Schrift ist Gottes Wort oder sie hat – so wird man sagen müssen – 600 Mal die Unwahrheit gesagt. Dann ist sie alles andere, aber nicht Gottes Wort. Aber weil die Heilige Schrift wirklich das Wort des lebendigen Gottes ist, ist es wahr, dass ein christliches Gebet immer erhört geblieben ist. Wir haben sicher oft die Worte Christi falsch verstanden. Wir haben mitunter die wichtigsten Worte im Ausspruch Jesu unterschlagen. Und dann kommt ein falscher Sinn heraus: „Was ihr vom Vater erbitten werdet, das wird er euch in meinem Namen geben“.

Wir haben sicher schon irgendwann einen anderen irgendwohin geschickt, dass er in unserem Namen etwas ausrichten sollte. Das bedeutet, dass er so reden und handeln sollte, als ob ich es selber wäre. Das heißt

doch „in meinem Namen“. Im heiligen Namen Jesu beten, das bedeutet doch, so zu beten, als ob es der Herr selber täte, so treu, so andächtig, so beharrlich, und um die Dinge bitten, die Jesus selber erbitten könnte. Man muss es sich – so glaube ich – so vorstellen: Mein Gebet ist dann gut, wenn sich der Herr dahinter stellen und dazu sagen könnte: „Ja, damit bin ich einverstanden“. Das ist im Namen Jesu gebetet. Der Herr fügt weiter hinzu: „Bisher habt ihr noch nicht in meinem Namen gebetet!“ Wir wollen oft unseren eigenen Kopf durchsetzen. – Was fragen wir dann nach Jesus! Wir wollen immer nur unseren eigenen Willen erzwingen. – Was kümmern wir uns dann um die Absichten des Herrn! Ich muss unbedingt dieses oder jenes erreichen. – So hätte der Herr nie gebetet. Dass wir unseren kurzen, kleinen Verstand über die Weisheit Gottes stellen und alles besser wissen wollen als er, das ist der Grund des schlechten Betens, das Nicht-glauben-Wollen, dass Gott uns wirklich nie etwas versagt, wenn er es nicht versagen muss, weil wir gar nicht wissen, was wir tun. Darin liegt die Sünde gegen die Güte Gottes. Es ist ein Nicht-glauben-Können, dass Gott gut ist, ein Nicht-glauben-Können an seine Weisheit. Wenn wir vor Gott im Gebet mit dem Anliegen hintreten: Das muss sein und jenes muss sein. Wie oft sagt er dann wohl: „Kind, ich weiß besser, was sein muss“. Wenn wir doch glauben würden, dass Gott es immer gut mit uns meint. Dann hat es aber keinen Zweck zu beten, wenn doch der Wille Gottes in allem geschieht, ist dann unser Einwand. – Nein, es gibt weite Felder und Gebiete, auf denen die Früchte durch das Gebet reifen, die wir dann ernten sollen und ernten müssen!

Gerade die schönsten Gaben stellt uns Gott hier zur Verfügung: unsere Heiligung. Da kann einer nicht mehr richtig glauben, hoffen und lieben. Hier trifft uns das Wort: „Bittet, dann wird euch gegeben“ (Mt 7,7 u. Lk 11,9). Wir hören von Gott und der Welt reden, und es kommt der Zweifel: „Wenn ich nur wüsste, ob das alles wahr wäre“. Ein Mittel gibt es, das uns die innere Gewissheit bringt: Wir brauchen nur treu und beharrlich zu beten, und ich weiß, wir werden es erlangen. Aber auch um irdische Gaben, Gesundheit, Erfolg, Stellung, sollen wir getrost bitten. Je größer unser Vertrauen ist, umso sicherer dürfen wir auf Gottes Erbarmen hoffen. Wenn es nicht der Ehre Gottes und unserem Heil widerspricht, dann wird der Herr uns wirklich erhören. „Sucht, und ihr werdet finden“ (Mt 7,7 u. Lk 11,9) steht bei Matthäus und Lukas zu lesen. Aber wenn wir etwas verlangen sollten, was gegen Gottes Ehre ist und damit auch immer gegen unser Heil, darf er es uns blinden Menschen nicht geben, wenn er der gütige und allweise Gott bleiben soll. Und so dürfen wir ihm wirklich sagen: „Herr, wenn ich mein Gebet an dich richte und dabei einmal um etwas bitten sollte, was gegen deine Ehre ist und damit gegen mein Heil, erbarme dich meiner und gib es mir nicht. Und wenn ich rufen und schreien sollte um etwas, wovon du weißt, dass es Gift ist, gütiger Gott, dann sei taub und gib es mir nicht. Und wenn ich so verblendet sein sollte in menschlicher Schwäche, dass ich im Gebet erzwingen wollte, was mir nicht zum Heile dient, und wäre es mein Augenlicht und der Herzschlag meines Lebens, allmächtiger Gott, bleibe hart, sage „Nein“, sage „Nein!“ Aber alles andere, das steht uns zur Verfügung.

Wie war es am Anfang im Paradies? Gott sagte zum Menschen: „Von allen Bäumen des Gartens darfst du essen, doch vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse darfst du nicht essen“ (Gen 2,16). So sagt Gott dem betenden Menschen: „Alles darfst du verlangen, nur das eine nicht, was gegen meine Ehre ist und damit gegen dein Heil“. Wir dürfen über dem einen Verbotenen nicht all das Große und Schöne vergessen, das Gott uns im Gebet bereitstellt. Wir wollen nicht über dem einen verbotenen Baum all die anderen herrlichen Bäume vergessen, die für uns ihre Gebetsfrüchte tragen. Wir wollen doch das Vertrauen zum Gebet erhalten, auch wenn Gott uns einmal etwas versagen müsste, weil wir etwas Unrechtes erbitten. Vertrauen zum Gebet ist Vertrauen zum lebendigen Gott selbst.

Ich erinnere mich an meine Ausbildung zum Priestertum. Unserem Spiritual gegenüber äußerte ich meine Zweifel, ob wir wirklich im Gebet erhört werden. Der Spiritual antwortete mir: „Ich bin zutiefst davon überzeugt, wenn du richtig betest, dann erhört dich Gott, selbst wenn er ein Wunder wirken müsste“. Das hat mich tief getroffen. Und das habe ich nie mehr vergessen: Selbst wenn der Herr ein Wunder wirken müsste. Ich weiß, seitdem Christus den Sturm auf dem Meer auf das Bitten seiner Apostel hin gestillt hat, erhört er mich, selbst wenn er ein Wunder wirken müsste. Er würde es bestimmt tun.

3. Vortrag: Über die Gnade Gottes

1. Die Gnade Gottes ist eine direkte Frucht des Heiligen Geistes

Gottes Gnade meint eigentlich das Gottes- und das Christusleben in uns. Wenn wir im Alltäglichen über Gnade sprechen, dann taucht bei manchen Menschen die Frage auf: „Gnade - brauchen wir Menschen überhaupt Gnade?“. Manchem ist ein Scheck lieber als die Gnade. Flache, oberflächliche Menschen, die nie tiefer über sich selbst und ihre Sendung nachgedacht haben, glauben leicht, sie brauchen die Gnade Gottes nicht. Aber die Denkenden, die um den Sinn ihres Lebens ringen, haben ihre Stunden, in denen die Sehnsucht nach Gnade und Hilfe von oben im eigenen Herzen aufbricht, Stunden des Verzagens an sich selbst und an der eigenen Kraft. Es ist merkwürdig, wie oft wir gerade solche Situationen bei ganz großen Menschen der Kirchengeschichte finden. Sogar ein Mose oder ein Jesaja hatten ihre Stunden, in denen sie vor den Herrn hintraten und sagten: „Herr, sende einen anderen, ich selbst bin zu schwach“. Und es scheint, als ob es auch in unserer Zeit viele Menschen gibt, welche die Ohnmacht ihres Herzens besonders tief empfinden.

Ich will hier nicht von Menschen reden, die sich tönchlich zu entschuldigen suchen: „Ich kann nicht ohne Lüge auskommen. Es ist unmöglich, sich im alltäglichen Leben immer und überall an die Wahrheit zu halten“. Oder von denen, die all das mitmachen, was heute gerade so „in“ ist und im Grunde genommen nur all das nachplappern, was ihnen in den Medien vorgeredet wird. Von all dem will ich nicht reden! Das sind nur billige Ausflüchte für die eigene Feigheit und Schwäche. Aber von der heiligen Verzagtheit an sich selbst möchte ich sprechen, von jener inneren Haltung, an der kein denkender Mensch in seinem Leben vorbeikommt. Man braucht kein Pessimist zu sein, um die Erfahrung des „De Profundis“ zu empfinden: „Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu dir“ (Ps 130,1). Wer sie nicht kennt, in dessen Leben wird wohl immer eine weite Lücke bleiben.

Vielleicht haben wir sie damals empfunden, als die Menschen uns mit Lobsprüchen erhoben, während wir uns im Inneren viele Meilen weit weg wünschten, um nur nichts hören zu müssen: Wenn ihr Menschen doch wüsstet, wie belastend euer Reden für mich ist, denn ihr zeigt mir immer, wie ich vor Gott sein sollte und es doch nicht bin. Ich weiß nicht, ob wir es schon einmal beobachtet haben, wenn ein gütiger Mensch, den man sich gar nicht anders als wohlwollend vorstellen kann, die Herrschaft über sich selbst verliert. Dann geht es wie ein Erschrecken durch die Herzen: Ach der ist so! Und vielleicht erschrickt der arme Mensch im nächsten Augenblick über sich selbst. So weit bin ich, das ist also der Erfolg eines jahrelangen Christenlebens, jahrelanger Arbeit an mir selbst. Wer ist nicht schon einmal über sich selbst erschrocken? Ich bin ja gar nicht so, wie ich mich nach außen gebe. Ich bin so inkonsequent, so zaghaft, so feige, so kompromissbereit, so unehrlich. Auf diesem dunklen Hintergrund lässt die Kirche das Licht ihrer Frohen Botschaft von der Gnade Gottes aufstrahlen. Zwei Strahlen können wir heute gleichsam auffangen.

Das Erste, was es zu bedenken gilt, ist: Es gibt eine Gnade. Es gibt geheimnisvolle Kräfte, die zwischen Gott und dem Herzen der Menschen wirken, eine innere Freudigkeit, Erleuchtung, einen inneren Antrieb, der von Gott kommt. Es ist nicht wahr, dass es nur eine elektrische Kraft, eine Anziehungs- und Abstoßungskraft und sonstige äußere mechanische Kräfte gibt. Nein, es gibt noch andere Kräfte, die in die Herzen selbst hineingreifen und an ihren tiefsten Gründen rühren. Und all diese Gnade wird uns um der Verdienste Jesu Christi Willen gegeben. Die Kirche pflegt ihre liturgischen Gebete mit den Worten zu schließen: „Durch unseren Herrn Jesus Christus“. Wir sind geneigt, das als eine leere Floskel zu betrachten. Aber es ist keine Floskel und keine Phrase. Ein tiefer Glaube steckt in diesen Worten: Alle Gnade ist uns verdient durch Jesus Christus. Wir leben gewissermaßen von seinem Blut, und wir leben von seinem Tod und von seiner Auferstehung. Ohne ihn wären wir wirklich nichts.

Machen wir uns das an einem Bild klar. Das Erwachen des Lebens im Frühling ist etwas, was uns immer wieder froh stimmt. Erst ist in der Natur draußen alles tot, dann kommt die Sonne mit ihren Strahlen, und von ihrem großen Webstuhl aus knüpft sie geheimnisvolle Fäden mit dem letzten Lebewesen, mit dem letzten Samenkörnchen in der Erde, der letzten Wurzel, die irgendwo verborgen ist. Dann beginnt ein geheimnisvolles Weben am Teppich des Lebens. Überall fängt es an, ganz leise zu grünen, zu sprießen und zu blühen. So ist es auch im Reich des Geistes. Christus ist der König. Sein Herz ist die Sonne. Er knüpft die Fäden seines

Lichts mit jedem denkenden Menschen. Die Strahlen gehen von seinem Herzen aus und treffen das Kind, das zur Taufe getragen wird und weben um seine schlafende Seele ein Kleid von Licht und Gnade und treffen den armen Kranken auf dem Operationstisch. Sie treffen den Sterbenden und dringen vielleicht durch die Krusten eines Lebens voller Sünde und Gottlosigkeit. Und sie treffen den Priester am Altar und treffen den gläubigen Beter im Gotteshaus. Und sie weben, wirken, schaffen und werben. Dieser Glaube gibt uns Trost und Zuversicht. Ja, es gibt die geheimnisvolle Welt mit ihren Wundern hinter den äußeren Dingen.

Daran glaubt die Kirche. Das ist der Grund ihres Optimismus. Das ist das Lächeln auf dem Antlitz der Frau, wenn sie an das Krankenlager ihres Mannes tritt. Und diesen Glauben lässt sie sich und ihren Kindern nicht nehmen. Sie hat ganze Diözesen abfallen lassen, aber an dem Glauben, an die Gnade Gottes ließ sie nicht rütteln. Was wäre auch die Welt, wenn wir diesen Trost der Gnade nicht hätten, wenn der Gewohnheitssünder von seinem Versagen nicht loskommt. Wenn man dann nicht wüsste, dass es eine Gnade gibt, dann wäre es zum Verzweifeln. Oder wenn der Seelsorger durch die Straßen der Stadt geht und sieht, wie das unchristliche Denken die Menschen vergiftet und verwirrt. Wenn er dann nicht wüsste, dass es eine Gnade gibt, dann wäre alles unsagbar trostlos. Dann wäre ein Priesterleben das Nutzloseste und Zweckloseste auf der ganzen Welt. Eine Welt ohne Gnade wäre nicht zu ermesen.

Aber wir wissen, dass es Kinder gegeben hat, die durch die Gnade zu einer solchen Reife und Kraft gelangt sind, dass erwachsene Frauen und Männer sie beneiden konnten. Und jeder Seelsorger trifft wohl gelegentlich auf ein Kinderherz, vor dem er nur in tiefer Ehrfurcht stehen kann. Weil wir wissen, dass es Sünder gegeben hat, die im letzten Augenblick durch die Gnade von dem Abgrund zurückgerissen wurden, angefangen von dem guten Schächer am Kreuz, bis hin zu dem, zu dem wir Priester heute gerade noch rechtzeitig kommen, um ihm die heiligen Sakramente zu spenden, fünf Minuten, bevor er die Augen für immer schließt. Darum kennen wir keine Mutlosigkeit, und darum verzweifelt die Kirche an niemandem, auch an dem nicht, von dem es scheint, dass er unselig gestorben ist. Wer weiß, was die Gnade Gottes im letzten Augenblick in seinem Herzen bewirkt hat.

Es gibt eine Gnade. Einer, der sie erfahren hat, so tief, wie selten ein Mensch, ist der heilige Augustinus. Wir wissen alle, dass er sich nach langem Kampf bekehrt hat. Aber das „Wie“ seiner Bekehrung kennen wir gewöhnlich nicht. In seinen Bekenntnissen hat er es in unnachahmlicher Weise niedergeschrieben. Er schreibt, dass ein Gast zu ihm gekommen sei, der von einer merkwürdigen Bekehrung zweier Menschen am kaiserlichen Hof erzählt habe. „Und während er redete“, – so sagt Augustinus – „schaute ich mich an und erschrak. Und ich wusste doch nicht, wohin ich hätte fliehen sollen“ (Bekenntnisse). Das Erschrecken der Seele über sich selbst ist so oft der Anfang der Bekehrung. Kaum war der Gast fort, stürzt Augustinus in höchster innerer Erregung in den Garten. Er ist nicht mehr der hoch gebildete Rhetor voller Selbstbeherrschung, nein, nur noch ein ringender Mensch. Sein Freund folgt ihm nach. Er kann ihn in diesem Seelenzustand unmöglich allein lassen. Weit weg vom Haus setzen sich die beiden nebeneinander. Augustinus beschreibt es selbst, wie er immer mehr jede Fassung verlor. Wie er sich wie ein Verzweifelter gebärdete. Dabei sagt er das Wort: „Du, Gott, aber setztest mir zu“. Sein Freund sitzt schweigend neben ihm. Er weiß: Hier kämpfen zwei größere Welten miteinander. Da nützt des Menschen Wort nichts. „Du, Gott, aber setztest mir zu“. Endlich erträgt es Augustinus nicht länger. Er springt auf, lässt seinen Freund zurück und geht tiefer in den Garten hinein. Im äußersten Kampf mit sich selbst wirft er sich unter einen Baum. Der ganze Mensch ein einziger Vulkan: „Du, Gott, aber setztest mir zu“. Jetzt sollte es sich entscheiden, ob die Kirche einen Heiligen bekommt oder das Reich des Bösen einen fanatischen Verteidiger. Endlich siegt die Gnade. Eine Kinderstimme bringt die Entscheidung: „Nimm und lies!“ Und an den Worten des heiligen Apostels Paulus gesundet die Seele des großen Augustinus. „Du, Gott, aber setztest mir zu“.

Es hat wohl im Leben jedes einzelnen von uns solche Stunden gegeben, in denen auch wir empfunden haben, wie Gott in mein Leben eingreift. Was Augustinus erlebte, das hat sich unzählige Male schon wiederholt, fast in jedem Leben. Warum reden wir davon? Augustinus gibt uns die Antwort. Jahre waren nach seiner Bekehrung vergangen, da schrieb er die Geschichte seines Lebens nieder. Zum Schluss fragte er sich: Warum habe ich das alles geschrieben? Er antwortet: Damit niemand sage: „Ich kann nicht“. Jeder hat sein „Ich kann

nicht": Ich kann nicht beten. Ich kann nicht glauben. Ich kann nicht beichten. Ich kann nicht lieben. Ich kann nicht hoffen. Lassen wir uns von Augustinus sagen: Zerbrich dieses Wort „Ich kann nicht"! Er weiß es mit Glaubensgewissheit. So viel Gnade hat jeder, dass er selig werden kann. Also: „Du kannst!"

2. Die Gnade Gottes verleiht dem Menschen eine unantastbare Würde

Die Welt macht es uns oft schwer, uns unserer Würde zu erfreuen. Das gesellschaftliche Leben ist ganz dazu angetan, uns niederzudrücken, uns unsere Kleinheit fühlen zu lassen. Wir fühlen uns oft als Fremde unter Fremden, eine Zahl unter Zahlen. Und doch hat der Mensch Sehnsucht, etwas zu sein. Er will nicht einem Sandkorn gleichen, das im Staube liegt. Die biblische Erzählung vom Turmbau zu Babel gibt dazu einen entsprechenden Kommentar. Die Menschen wollten etwas sein. Und das trieb sie zum törichtem Hochmut. Sie wollten ihren Turm bis zum Himmel bauen. Wir haben alle etwas davon in uns. Wenn ein Mann von seinen Leistungen spricht, eine Mutter von ihrem Kind, dann ist überall das Streben, etwas zu sein, hörbar. Haben wir schon gesehen, wie eine Mutter oder ein Vater ein Kind voller Freude in die Arme nahm und es hoch schwang, dass es vor Freude aufjauchzte? Das macht Gott mit uns. Er neigt sich zu uns herunter, hebt uns zu sich vor sein heiliges Antlitz empor. Das ist Gnade.

Gott hatte sich sein heiliges Volk auserwählt. Er führte es durch die Wüste. Er selbst zog voran in der Wolkensäule, und die Menschen sprachen einander in Ergriffenheit zu: „Gott selbst wohnt unter uns und führt uns“. Als das Bundeszelt gebaut wurde, ließ er sich wieder in der Wolke über der heiligen Lade nieder, sodass Moses jubelnd ausrief: „Welche große Nation hätte Götter, die ihr so nahe sind, wie Jahwe, unser Gott, uns nahe ist, wo immer wir ihn anrufen?“ (Deut 4,7). Aber einer war unter dem Volk, der wünschte mehr und er bittet zu Gott: „Herr, lass mich doch deine Herrlichkeit sehen!“ (Ex 33,18). Ich möchte dich schauen, nicht verhüllt in der Wolke. Ich möchte dein Antlitz sehen! Es war Mose. Gott stellte ihn auf die Höhe eines Felsen, ließ ihn aber nicht in sein Antlitz schauen. – Nein, einen kleinen Strahl seiner Herrlichkeit zeigte er ihm, damit er nicht vom Glanze Gottes getötet würde (vgl. Ex 33,19-23). Mose berichtet uns nichts mehr darüber, wie er den Herrn geschaut hat. Es ist, als ob er keine Worte gefunden hätte, als ob es ihm unmöglich gewesen wäre, davon zu sprechen, wie er den Herrn geschaut hat. Das war das erschütterndste Erlebnis des Mose.

Aber viel schöner, ungeahnter und inniger noch wollte Gott mit den Menschen verkehren: Christus, der Sohn Gottes, wird Mensch. Er steht am Jordan, und Johannes der Täufer wies mit dem Finger auf ihn hin und sagte: „Seht das Lamm Gottes“ (Joh 1,29). Das hörten zwei von seinen Jüngern, und sie folgten Jesus nach. Es waren der spätere Apostel Johannes und Andreas. Und Jesus wandte sich um und sieht die beiden, die ihm folgten. Er fragte sie: „Was wollt ihr?“ (Joh 1,38). Nun kam es verlegen über ihre Lippen: „Meister –, wo wohnst du?“ (Joh 1,38). Der Herr antwortete: „Kommt und seht!“ (Joh 1,39). Da kamen sie und blieben den ganzen Tag bei ihm. Noch nach vielen Jahrzehnten, als Johannes sein Evangelium niederschreibt, ist ihm diese Szene noch ganz deutlich vor Augen. Wie schön muss es damals gewesen sein!

Es gibt aber noch eine Stelle in der Heiligen Schrift, ergreifender als alle anderen. Die Stelle heißt: „Wenn jemand mich liebt, wird er an meinem Wort festhalten; mein Vater wird ihn lieben, und wir werden zu ihm kommen und bei ihm wohnen“ (Joh 14,23). Was sagen uns die Theologen? Es ist nicht nur ein schönes Bild, wenn das Herz Gott liebt und die Gnade hat, sondern dann kommt der dreieinige Gott persönlich und schlägt seine Wohnung in dem Herzen des Menschen auf. Gewiss, Gott ist allgegenwärtig. Gott wohnt überall. Die ganze Welt ist wie eine große Kirche Gottes. Aber das Herz des Menschen ist wie ein Tabernakel in der Kirche. Dort wohnt Gott in geheimnisvoller und besonderer Weise. Das ist leider zu wenig bekannt. Wenn sich Mann und Frau am Altar die Hand reichen, dann strömen geheimnisvolle Kräfte von Seele zu Seele. Das ist nur ein schwaches Bild der innigen Einigung von dem dreifaltigen Gott mit unserem Herzen.

„Wenn jemand mich liebt, dann werden der Vater und ich kommen und Wohnung bei ihm nehmen“). Einst wollte Gott seine Wohnung aufschlagen unter den Menschen. Er befahl dem Mose, das heilige Zelt zu bauen, das kostbarste Holz, die prächtigsten Stoffe, Gold und Edelsteine sollten verwandt werden. Das Beste, was man hatte, war nicht gut genug für die Wohnung des Allerhöchsten. Wieder wollte Gott auf Erden wohnen als Mensch unter Menschen. Er suchte sich das heiligste Menschenkind aus, das je über die Erde schritt und

überschüttete es mit seinem Glanz und seiner Gnade. Dann zog er ein, um neun Monate unter dem Herzen der Gottesmutter zu wohnen. Das Schönste, was die Menschen hatten, sollten sie ihm zur Wohnung anbieten. Wieder wollte Gott unter den Menschen wohnen, der Dreieinige selbst: Gottvater, Sohn und Heiliger Geist. Er suchte sich das Menschenherz aus, – dein Herz. Und wir werden kommen und Wohnung bei ihm nehmen. In der Firmung wurde uns das geschenkt. Darum heißt Firmerneuerung: tiefe Ehrfurcht vor dem eigenen Herzen zu haben.

„Wisst ihr nicht, dass ihr Gottes Tempel seid und der Geist Gottes in euch wohnt?“ (1 Kor 3,16), erinnert der heilige Paulus. Es kann sein, dass kurz oder lang schon wieder die Versuchung in vielfältiger Weise über uns kommt. Dann vergessen wir nicht: Gott ist in unseren Herzen. Beten wir zu Gott in unserem Herzen, zu Gott, der in uns wohnt und bei uns bleibt. Man klagt, dass es so wenige Kirchen zu Ehren des Heiligen Geistes gibt. Ich kann es mir denken, warum: Weil jedes Menschen Herz eine Kirche des Heiligen Geistes ist. Man betet nur zu wenig zu dem Gott in dieser Kirche. Es gibt so viel Oberflächlichkeit, Gedankenlosigkeit und Ehrfurchtslosigkeit im alltäglichen Leben, auch von uns Christen, sodass uns der Sinn und die Überzeugung von der Würde und Schönheit unseres Herzens verloren geht.

Wir freuen uns, dass wir einmal das Vaterauge Gottes schauen dürfen, aber ein bisschen dürfen wir uns auch darauf freuen, dass wir unsere eigene Seele schauen werden. Der große Jesuitentheologe, Franz Suarez, lag auf seinem Sterbebett. Er hatte in seinem langen Leben in die heiligen Tiefen der Gotteswissenschaft hineingeschaut, wie wenige andere. Die Heiligste Dreifaltigkeit, Himmel und Ewigkeit, das waren die Räume, in denen sein Herz am liebsten verweilte. Nun liegt er auf dem Totenbett und erwartet seine letzte irdische Stunde. Auf einmal geht ein Lächeln über sein Gesicht, und er flüstert die Worte: „Videbo animam meam“ – „Jetzt werde ich meine Seele schauen“. Darauf freute er sich, das machte ihm das Sterben lieb. Auch wir werden unsere Seele schauen. Und wir müssen auch Seelsorger oder Seelsorgerin für uns selbst sein. Der Geist Gottes muss gleichsam wie der Frühlingssturm in unser Herz hineinwehen. Hunderte von Ihnen schauen mich jetzt an. Und aus jedem Augenpaar blickt Ihre unsterbliche Seele zu mir auf. Wer kann dann noch sagen, dass wir Nummern sind, Nummern in einer großen Zahl? Nein, nicht Zahl, nicht Nummer, sondern Wohnung des Allerhöchsten. Wir sollten uns vor der Seele des anderen in Ehrfurcht neigen und Gott anbeten, der in ihr wohnt. Wie groß und schön muss die reine Seele sein, wenn der dreifaltige Gott selbst in ihr wohnt! Amen.

+ Joachim Kardinal Meisner
Erzbischof von Köln